



<b>Intro/Impressum</b>	<b>3</b>
<b>Der Rasenmähermann</b>	<b>4</b>
<b>Eine Feder für jede Heldentat</b>	<b>9</b>
<b>Von Tieren und Sportlern</b>	<b>12</b>
<b>Opfer, „Nazi-Emil“- oder was?</b>	<b>14</b>
<b>Film ab in Franken</b>	<b>18</b>
<b>Ganz aktuell</b>	<b>23</b>
<b>Fritz May und die Kunst am Bau</b>	<b>24</b>
<b>Kontrovers: Onkels Ende</b>	<b>26</b>
<b>Casanova...komm!</b>	<b>29</b>
<b>Von neuen Mitgliedern und alten Hasen</b>	<b>30</b>
<b>„Bekümmertlich“ - aber nicht zu ändern</b>	<b>32</b>
<b>Shortcuts</b>	<b>33</b>



# Intro

Es gibt Nachrichten, die lassen einen vom Unglauben abfallen. Als gäbe es ein höheres Wesen mit Sinn für britischen Humor? Laut dpa prüft neuerdings das Verbraucherministerium, ob Aluminium in Kosmetika das Risiko von Brustkrebs und Alzheimer erhöht. In fast allen Deos sind Aluminiumsalze enthalten, weil sie die Haut zusammenziehen und die Schweißsporen verstopfen. Nur ist Alu ein Nervengift, das sich im Laufe des Lebens im Körper anreichert.

Was uns zu der metaphysischen (um nicht zu sagen „religiösen“) Verschwörungstheorie veranlaßt, das Gedächtnis ist vielleicht nichts als übler Geruch. Zweifellos hatte der Odor von allem und jedem über Jahrtausende einen herausragenden mnemotechnischen Stellenwert, und wie die bittere Klage, man könne jemanden nicht riechen, belegt, müssen unsere Ahnherren keineswegs wie die Iltisse gestunken haben. Unangenehmer Körpergeruch scheint eher eine Errungenschaft des Anthropozäns zu sein, also übertriebenen Verzehr von Schweinefleisch und überhaupt mit Chemie verdorbenen Lebensmitteln verdankt. Uns geht es zu gut; wir stinken (mehr oder weniger) vor Geld. Pfft, pfft und nichts erinnert mehr an den Geruch und eben überhaupt ... wenn Sie verstehen, was wir meinen.

Noch eine Meldung soll hier für Glücksgefühle sorgen: Facebook macht unglücklich! Die Psychologen Christina Sagioglou und Tobias Greitemeyer von der Uni Innsbruck führen dies auf einen „affektiven Vorhersagefehler“ zurück. Man kann auch sagen, daß die Erwartungen der Nutzer beim Blättern im Gesicht anderer schlicht nicht erfüllt werden. Wir empfehlen zur Abhilfe sog. Impersonatoren, das sind Skripts oder Codes, die sich im Internet aufführen wie Menschen. Herstellen kann man sie mit dem Programm UBotStudio, und man braucht sich dann nicht mehr selbst in sozialen Netzwerken herumzuquälen! ... Richtig! Ein zunehmend größerer Teil des Datenverkehrs im Netz erfolgt ohnehin automatisch. (Denken Sie nur an die permanenten Aktualisierungen von Computern oder Smartphones, bei denen übrigens kaum nachvollziehbar ist, wofür sie gut sind.)

Lange wird es nicht mehr dauern und das Netz funktioniert völlig ohne menschliche Erregung. Allerdings sind wir dann auch damit vernetzt und bekommen über WLAN oder Bluetooth oder sonst was gesagt, was wir zu tun haben. Die Aufforderung: Jetzt die neue **nummer** lesen, wird vermutlich nicht dabei sein. Nutzen Sie Ihre Freiheit!

PS: Wählen Sie am 25. Mai keine Europagegner! Ohne EU und ohne Euro wäre unser Kontinent längst wieder von einem großen Krieg heimgesucht.

Die Redaktion

## nummerdreieundneunzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** -  
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare  
**Herstellung:** Beckdruck GmbH, Würzburg

**Kontakt nummer**  
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
Tel.: 09 31 - 413937 · mail@nummer-zk.de

**Redaktion und Mitarbeiter**  
Angelika Summa [sum] - V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke [kup], Renate Freyeisen [frey], Eva-Suzanne Bayer, Ulrich Karl Pfannschmidt, Berthold Kremmler.  
Für die Inhalte der Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

**Umschlaggestaltung**  
nach einem Konzept von Akimo  
**Umschlagfarbe: Ein Pantone orange für Hans-Ulrich von Barbara zum Geburtstag.**

**Layout**  
Akimo

### Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:		
€ 100	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:		
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 100	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm		
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

Umschlagfarbe (Sponsoring):		
€ 100	HKS-Farbskala	
€ 125	Pantone-Farbskala	
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate, wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung



Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr  
Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-0, Fax 09323/5022  
www.knauf-museum.de



A black and white photograph of a man in a suit and safety glasses mowing a lawn with a push mower in a park setting. The man is standing behind the mower, which is cutting through tall grass. The background is filled with trees and foliage, creating a dense, natural environment. The lighting is bright, casting shadows on the grass and trees.

# Der Rasenmähermann

Ralf Witthaus hinterlässt poetische Spuren im Ringpark

*Von Eva-Suzanne Bayer  
Fotos: Achim Schollenberger*

Auf dem Rasen des Würzburger Ringparks, zwischen Hauptbahnhof und Berliner Ring, steht ein jugendlich wirkender, gertenschlanker Mann. Zu mittäglicher Stunde, mit seinem schwarzen Anzug und dem weißen Hemd, scheint er einer Festivität entronnen. Nur die derben Schuhe mit orangefarbenen Kappen und die ebenfalls orangene Schutzbrille passen nicht ganz zum superseriösen Outfit. Macht da ein Berufshumorist Pause zwischen diversen Kindergeburtstagsauftritten? Doch Ralf Witthaus, der so offen lächelt, daß man schon nach ein paar Sätzen von seinen Ideen begeistert ist, gehört nicht zu den Kleinentertainern. Er ist Künstler. Genauer: Zeichner.

Aber er benutzt dazu keinen Zeichenstift oder Farbkreide, sondern den Rasenmäher und die Motorsense. Seine Zeichenblätter sind die Grünflächen in den Städten: in Köln, Münster, mehrfach in Leipzig, in Karlsruhe, Düren, Siegen – und vielen anderen – schuf er bereits seine temporären Kunstwerke, über die, in wenigen Wochen im wahrsten Sinne wieder Gras wächst. Danach kann man sie nur noch in Fotodokumentationen oder Entwurfsskizzen sehen, wie jetzt in der „Arte Noah“ des Kunstvereins Würzburg und (ab 21. Mai) in der Schalterhalle der Sparkasse Mainfranken in der Hofstraße. Vergängliche Kunstwerke in und mitunter mit der Natur zu schaffen, ist grundsätzlich nichts Neues.

Ende der Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts flohen einige amerikanische Künstler aus Protest gegen Kunstkommerz den Betrieb im „White Cube“ des Museums und das Konsumverhalten von Besuchern und vor allem Käufern buchstäblich in die Wüste. An weit entlegenen Orten schufen sie oft riesige Erdbauwerke oder markierten Landschaften oder Gewässer mit Steinen, die, der Witterung und der Natur überlassen, selbst Teil der Landschaft wurden. Sie waren weder für Ausstellungen, noch zum Verkauf, noch für die Ewigkeit bestimmt.

Die frühen Puristen der „Landart“ verweigerten sogar Fotos und andere Dokumentationen. Wer die Arbeiten sehen wollte, mußte sich schon selbst vor Ort begeben. Kunst sei kein Fast-and-Easy-food! Nicht nur der Künstler, auch der Betrachter müsse sich anstrengen, lautete die Devise. Zu den amerikanischen Pionieren gehören u.a. Robert Smithson, Michael Heizer und James Turrell. Solch rigiden Grundsätze weichten bald auf. Begriff und Bereiche der „Landart“ weiteten sich. Fotodokumentationen und/oder Entwurfs- und Planskizzen kamen in Galerien und wurden verkauft, um damit die Projekte zu finanzieren. Heute nennt man der Einfachheit halber fast jeden Künstler, der mit und

in der Natur arbeitet „Naturkünstler“. Hauptsache, er ist draußen und gestaltet (oft, aber nicht immer, mit natürlichen Materialien) etwas in einer wie auch immer gearteten Landschaft (auch einer Stadtlandschaft), was da „von Natur aus“ oder im gewohnten Kontext nicht hingehört.

Durch das Markieren der Landschaft oder behutsame Spuren seines Aufenthalts darin ermöglicht der Künstler einen neuen Blick auf eben dieses Stück Landschaft, er baut ein anderes Bezugssystem zum weiteren Umfeld, kann Zusammenhänge und Charakteristika eines Gebiets deutlich machen, die so noch nie bewußt wurden. Christos und Jeanne-Claude „Gates“ 2005 im Central Park von New York sind ein Beispiel dafür.

Auch Ralf Witthaus arbeitet nicht in der „richtigen“ Natur, sondern in Parks und Grünflächen diverser Städte. Sie sind eigentlich das Gegenteil von Natur, denn nichts wächst da, wie es will. Zur Verschönerung der Unwirtlichkeit der Städte sind sie vom Menschen geplant, als Erholungsgebiete für gestresste Bewohner, müde Pflastertreter, naturentwöhnte Flaneure sind sie angelegt. Gemälde von Claude Lorrain inspirierten erste Landschaftspark-Entwerfer. Parks und Grünflächen bedürfen unablässiger Pflege. Ohne regelmäßigen menschlichen Eingriff – sprich: Kultivierung – verkommen sie zum Wildwuchs – sprich: Natur.

Schon der große Gartenarchitekt Peter-Joseph Lenné hielt Wegschneiden für das Grundprinzip aller Landschaftskunst. Auch Witthaus schneidet weg. Aber schneidet nicht nur weg, er stiftet gerade im Weggeschnittenen Zusammenhang und Sinn. Nachdem er mit dem Rasenmäher acht Linien in den Rasen gezogen hat, um Schriftgröße und -teile zu normieren, formt er mit der Motorsense vier Meter hohe Druckbuchstaben, die am Ende der rund drei Wochen dauernden Aktion einen fortlaufenden Text von fast drei Kilometern Länge rund um Würzburgs Innenstadt bilden.

Ein Vogel, oder wenn Erich von Dänicken recht hat: ein UFO-Pilot – kann dann den Songtext von Philipp Poisel von oben im Zusammenhang lesen, den der junge Songwriter 2012 geschrieben hat: „Ich will nur, daß du weißt, ich hab´ dich immer noch lieb....“. Wenn Witthaus am Ende an der Löwenbrücke abgekommen ist und 500 Buchstaben – so viele wie noch in keiner seiner Arbeiten – „geschrieben“ hat, wird am Beginn der Arbeit an der Friedensbrücke Poisels Liebeskummer-Lied unter sprießenden Halmen schon wieder verschwinden. Was man natürlich auch so verstehen kann: Auch Liebesleid ist vergänglich – wie die Rasenzeichnung



von Witthaus. Oder: Die Zeit heilt alle Wunden. Der eigentlichen Aktion gehen lange Vorarbeiten voraus. Witthaus setzt sich gründlich mit der jeweiligen Stadt, ihrer Geschichte und ihren Besonderheiten auseinander, bevor er sich mit dem Gelände, das bearbeitet wird, befasst. In Würzburg faszinierte ihn ein Ort, den Einheimische sowie Gäste besonders lieben: das Lusamgärtchen bei Neumünster mit der Grabstätte von Walter von der Vogelweide. Mitten in der Stadt steht dort die Zeit still. Seit Hunderten von Jahren füttert man hier, von der Grabinschrift ermuntert, die Vögel. Verliebte umarmen sich. Alte erinnern sich daran, daß sie sich hier küßten. Ein Idyll. Von Walter von der Vogelweide zur Minnellyrik, zur ewig jungen und vielleicht auch ewig gleichen Liebe und einem modernen Liebeslied ist es nicht weit und schon windet sich ein Band aus Liebesworten um die ganze Stadt und knüpft Verbindungen von Dichtung, Musik, Kunst, von realen und geistigen Orten, vom faktischen öffentlichen Raum zu ganz privaten Erinnerungsräumen. Witthaus verwandelt nicht nur gewohnte Umgebungen, er lässt konkrete Räume in ihre Geschichte hinunter schwingen und in ihren kulturellen Reichtum hinein greifen. Er poetisiert Wirklichkeit.

Das scheinen auch Passanten und Zaungäste zu spüren, die den Künstler immer wieder in Gespräche verwickeln – auch das ist ein Teil der Aktion – und ihm kritische Fragen stellen. Etliche, erzählt er, schreiten dann Buchstabe für Buchstabe ab „und tiefe Ruhe herrscht plötzlich“. Aber vor der Lyrik kommt äußerst Prosaisches. Mähen ist Knochenarbeit, das weiß jeder Hobbygärtner. Vor allem, wenn der Rasen kein absolut ebenes englisches Glanzstück ist, sondern allerlei anderes darin sprießt. Eher eine Wiese als ein Rasen. Das trifft zum Teil auf den Ringpark zu. Normalerweise stutzt das Gartenamt nur ein- bis zweimal im Jahr das Gelände. Hinzu kommt, daß Witthaus nicht einfach Gras kürzt. Weil man sonst die Zeichnungen gar nicht sehen könnte, muß er bis auf den Boden schneiden. Muskeltraining pur! Trotzdem kommt er nur mit zwei bis drei Helfern aus. Die Lettern schneidet er alle selbst: „Das muß millimetergenau sitzen und bedarf höchster Konzentration.“

Das allein genügt dem Künstler aber nicht. Er stellt sich gern immer neuen Herausforderungen, wählt bewußt schwieriges Terrain. 500 Buchstaben, so viele wie hier, hat er noch nie geschrieben- und mehr als vierzig pro Tag sind nicht drin. Und dann die Sonn- und Feiertage, an denen man nicht mähen darf – und die Regentage, an denen man nicht mähen kann. „Alles besser als Leipzig“, erzählt er. Dort nämlich

suchte er sich für seine Mähkünste einen Hang mit 40 Grad Neigung aus.

Seine Rasenzeichnungen nennt Witthaus auch Denkmäler. Nicht nur, weil „auch Orte Denkmalcharakter haben können“, wie er sagt. Sondern auch, weil sie auf das Mitdenken des Betrachters zielen und letztendlich in dessen Denken entstehen. Nur zwischen Stein- und Bronzedenkmälern und seinen Rasendenkmälern gäbe es schon einen gravierenden Unterschied, meint er schmunzelnd. Über scheußliche Denkmäler ärgern sich Generationen. Wenn man seine für mißraten hält, hat sich der Anlaß zum Ärger schon verwachsen, bevor der Beschwerdebrief beim Gartenamt überhaupt gelesen wird.

Im Parkabschnitt vor dem Hauptbahnhof steht eine kleine Gruppe junger Männer vor den Worten im Rasen und buchstabiert. Es sind keine Touristen, aber sichtlich Ausländer. Die deutschen Worte machen die Runde mit hörbarem Fragezeichen. Schulterzucken bei allen. Einer kramt in der Tasche, schlägt ein Lexikon auf, blättert. Dann ein fremder Wortschwall, irritierte Blicke, Deuten, kurze Diskussion. Zusammen rücken sie wieder vor zum Textanfang – und Schritt für Schritt, Laut vor Laut tasten sie sich vor, sich die deutschen Worte zurufend – unter freudigem Gelächter und Kommentaren in ihrer eigenen Sprache. So schön kann Kommunikation sein ♪.



Ralf Witthaus vor der Arbeit

## Eine Feder für jede Heldentat

Indianer im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim

Von Renate Freyeisen

Die Überraschung ist perfekt, betritt man ohne Vorahnung die Ausstellung „Indianer“ im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim.

Denn da starren einen sofort ein hoch aufgerichteter Grizzly, Schwarzbären oder ein sprungbereiter Puma an, und auch sonst wimmelt es von Tieren wie Steinbock, Hirsch, Bison oder Eisbär, von Antilopen oder Erdhörnchen, alles scheinbar lebendig, aber ausgestopft, in lebendigen Szenen, in Dioramen, welche die Tierwelt Nordamerikas täuschend echt wiedergeben. Der bekannte Tierpräparator Dieter Luksch – er hat z. B. den „Ötzi“ behandelt – hat diese Inszenierungen so überzeugend authentisch arrangiert mit den Tieren aus den Rocky Mountains, den Great Plains oder Alaska, daß der Besucher meint, sich in der Welt der Indianer zu befinden. Warum aber ausgerechnet eine Ausstellung über Nordamerikas Ureinwohner im badischen Bad Mergentheim?

Der Grund ist das 150. Jubiläum des Museums; es möchte an Herzog Friedrich Paul von Württemberg erinnern, der im Schloß ansässig war. Dieser Forscher und Sammler reiste ab 1822 nach Amerika, Afrika und Australien und brachte von dort einiges mit, was er auch einem kleinen Kreis von Interessenten, u. a. Mörike zeigte. Und er hatte auch lebendige „Fundstücke“ dabei, nämlich Indianer, die dann bei ihm lebten. So konnte die Kleinstadt diese Exoten aus der großen, weiten Welt Mitte des 19. Jahrhunderts bestaunen. Und der zweite Grund für die derzeitige Ausstellung ist darin zu

suchen, daß in Bad Mergentheim ein Sammler indianischer Gegenstände lebt, Dieter Kraut, der während seiner USA-Aufenthalte systematisch solche heute seltenen Objekte zusammentrug, diese seine Schätze, über 1600 Stücke, aber noch nie öffentlich gezeigt hat. Aus diesem großen Bestand suchte nun Museumsdirektorin Maike Trentin-Meyer etwa 250 Kostbarkeiten heraus. Sie sind in Glasvitriolen, gut beschriftet und erklärt, zu besichtigen und geben einen Einblick in die Kunstfertigkeit der Frauen bei der Dekoration und Herstellung von Gebrauchsgegenständen wie Kleidung, Schmuck oder Haushaltswaren und in die praktische Nutzung der natürlichen Materialien bei der Fertigung von Werkzeug oder von Waffen, wobei immer wieder der Sinn und das Gespür für Formschönheit zu bewundern ist sowie die technische Raffinesse etwa bei Gerätschaften für die Jagd.

Gleich am Anfang der Ausstellung sieht sich der Besucher dem Wappentier der USA gegenüber, dem riesigen Weißkopfadler. Aus dessen Federn wurde der bekannte Kopfschmuck der Indianerhäuptlinge gefertigt; doch die mußte sich ein Aspirant auf diese Stellung erst durch gefährliche Mutproben verdienen – für jede Heldentat gab es eine Feder! Heute ist unser Bild vom Äußeren der edlen Wilden von diversen Filmen oder von der Lektüre von Karl May oder James Fenimore Cooper geprägt. Vergessen wird dabei aber meist, daß die schön verzierten Kleider oder Mokassins sowie Gegenstände für den alltäglichen oder den

Abb: Skalp, Blackfoot, Sammlung Dieter Kraut





kultischen Gebrauch von Frauen hergestellt wurden. Diese schmückten die nützlichen Dinge gerne mit abstrakten Mustern in schön harmonisierenden Farben. Als Material dienten Leder, Textiles, Keramik, Knochen, Tierhaut, Steine, Stoffe aus der Natur wie Baumrinde. Eine heilige Kunst war die Fertigung von Mustern oder Verzierungen aus Stachelschweinborsten, nur Eingeweihten in bestimmten Frauenbünden zugänglich. Die Borsten wurden gekaut, damit sie geschmeidig oder spaltbar wurden, gefärbt und dicht an dicht aneinandergefügt. Erst unter dem Einfluß der Siedler aus Europa begannen die Indianer auch farbige Glasperlen zu Dekorationszwecken einzusetzen.

Das Gespür für die harmonische Schönheit und die handwerkliche Perfektion in der Feinheit der Ausführung lassen heutige Betrachter staunen ob der Kunstfertigkeit bei den Täschchen, Bändern, Mokassins oder dem Haarschmuck. Selbst alltägliche Gegenstände wie Schöpflöffel, Aufbewahrungsbehälter oder Streitaxt verraten den Sinn für die Verbindung von Formschönheit, Ausgewogenheit der Materialien und Zweckmäßigkeit. Kultobjekte wie Traumfänger, Zauberbeutel oder Skalp, auch Medizinmittel wurden ebenfalls dekorativ ausgestaltet. Fischfang oder Elchjagd verlangten nach wirkungsvollen, gleichzeitig aber auch einfach herzustellenden Werkzeugen. So gab es einen „Elch-Rufer“, eine Art Megaphon zum Anlocken des Tieres, scharfe, formschöne Messer oder Harpunen. Mit Gamaschenmokassins, hübsch verziert, war der Jäger gegen Schlangenbiß geschützt. Kinder spielten mit Puppen, oft leicht stilisiert, Erwachsene vergnügten sich beim Würfeln – die Würfel aus verschiedenen Materialien. Eskimos kannten übrigens auch Mas-

ken. Ihre Schneeschuhe erinnern an heute wieder recht begehrte, gebräuchliche Modelle. Die Eskimos fertigten auch kleine Tierstatuetten aus Wal-knochen.

Eintauchen in die spezielle Welt der Indianer aber kann der Besucher bei der realistischen Installation eines Lagers der Blackfoot-Indianer oder bei einer Jagdszene mit Bison, wo sogar das Pferd vor Angst die Augen verdreht. Natürlich gibt es auch ein spezielles Programm für Kinder, die sich in ein Tipi zurückziehen können. ¶ Bis 21. September



Messer und Messerscheide, Sioux um 1880



Korb mit Deckel, Winnebago um 1910

Exponate: Sammlung Dieter Kraut  
Fotos (Seite 9-11): Foto-Besserer, Lauda-Königshofen

Diorama – „Ritueller Tänzer“ Lehrmittel Dieter Luksch



# Von Tieren und Sportlern

Die Skulpturen von Renée Sintenis

Von Renate Freyeisen Fotos: Achim Schollenberger

Sie war eine der bekanntesten Bildhauerinnen in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts: Renée Sintenis (1888-1965), berühmt durch ihre kleinen Tierbronzen, realistisch, verspielt, ein Zeugnis ihrer Tierliebe. Ihr bekanntestes Werk ist wohl der Berliner Bär, tapsig, aufrecht und immer wieder zu sehen als goldene Plastik, wenn er prominenten Filmgrößen seit über 60 Jahren als Auszeichnung bei der Berlinale überreicht wird. Das Würzburger Museum im Kulturspeicher zeigt nun in einer großen Retrospektive mehr als 200 Plastiken sowie Zeichnungen und Fotos.

Die Künstlerin war eine Aufsehen erregende moderne Frau, deutlich auf dem Plakat, nicht nur in Aussehen und Lebensweise. Schon früh setzte sie gegen den Willen der Eltern den Wunsch durch, Künstlerin zu werden. Eigenwillig ging sie ihren Weg, brach immer wieder Ausbildungen ab. Verheiratet mit dem liberalen Maler Emil Rudolf Weiß, konnte sie sich in der Weimarer Republik als Künstlerin profilieren, was für eine Frau und noch dazu Bildhauerin bemerkenswert war. 1931 wurde sie in die Akademie der Künste aufgenommen, aber auf Grund ihres Status als „Vierteljüdin“ 1934 wieder ausgeschlossen, was ihr egal war. Sie arbeitete unbeirrbar weiter, auch als ihr Atelier ausgebombt wurde.

Nach dem Krieg hoch geehrt und vielfach ausgezeichnet, nahm sie trotz Zerstörung vieler Arbeiten ihre künstlerische Tätigkeit wieder auf bis zu ihrem Lebensende. Heute gefallen ihre kleinformatischen, lebensnahen, figürlichen Tierplastiken, in Bronze oder Silber gegossen, immer noch. Dargestellt sind meist Pferde – Sintenis war eine begeisterte Reiterin –, Rehe, Ziegen, Hunde, Esel usw., in Ruhe oder Bewegung.

Aber auch in Sportlerkreisen hatte die Bildhauerin vor dem Krieg einen guten Ruf: Läufer, Fußballer, Polospieler und Boxer – Max Schmeling besaß eine solche Plastik – entstanden von ihrer Hand. Die menschliche Gestalt stand jedoch am Anfang ihres

figürlichen Schaffens; da gibt es schmale Körper, eine Tänzerin, eine Daphne. Schon hier zeigt sich eine sensible, vom Expressionismus beeinflusste Modellierung der Oberfläche. Sehr beeindruckend aber sind die Porträts späterer Jahre, etwa vom Dichter Joachim Ringelnatz, und ihre Selbstbildnisse mit dem Bubikopf, der wie ein Helm wirkt. ¶

Bis 22. Juni.

Na, das paßt doch: Bald ist Fußball- WM.



Ein Blick in die Ausstellung.

# Opfer, „Nazi- Emil“- oder was?

Zur großen Nolde-Retrospektive im Städel-Museum Frankfurt

Von Eva-Suzanne Bayer

Falls es überhaupt eine Steigerung des Wortes gibt: Emil Nolde (1867- 1956) war der verfehmteste unter den während der NS-Herrschaft verfehmten Künstlern. Über 1000 Arbeiten von ihm wurden aus deutschen Museen konfisziert, fast fünfzig hingen in der 1937 in München eröffneten Wanderausstellung „Entartete Kunst“. Man belegte ihn mit Ausstellungs-, Verkaufs- und Berufsverbot. Nachdem er 1941 aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen worden war, erhielt er keine Bezugsscheine mehr für Leinwand und Farbe. Wenn das auch kein ausdrückliches „Malverbot“ bedeutete, wie von Nolde später selbst und 1968 von Siegfried Lenz in seinem Roman „Deutschstunde“ behauptet, unter diesen Umständen war Malen für einen Künstler nahezu nicht möglich. Außerdem, wer kennt sie nicht, die Fotos aus der Skandalausstellung mit den Nazi-Größen vor Noldebildern, besonders vor dem Polyptychon „Das Leben Jesu“ (1911-12)? Sie sind eingegraben ins kollektive Gedächtnis.

So wurde Nolde nahezu zum visuellen Synonym für „entartete Kunst“. Als Vorzeige-Verfehmter wurde ihm breiter Raum bei den documenta I, II und III (1955, 1959, 1964) zugeteilt. Das ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite enthüllte sich langsamer, viel langsamer, wie so manches, was Kunst und das NS- Regime betrifft. Jüngst rückten Dokumente und Briefe in den Blickpunkt, die Nolde als Anhänger und Verfechter der Rassenideologie ausweisen, seinen Antisemitismus, seine Hitlerverehrung, seine frühe Begeisterung für den Nationalsozialismus zweifelsfrei bezeugen. Wohl gemerkt: Diese Texte tauchten nicht etwa aus einer Versenkung auf, sie rücken in den Blickpunkt. Denn Noldes nationalsozialistische Konfessionen konnten schon immer in kritischen Texten, vor allem aber in seiner vierbändigen Autobiographie (erschieden ab 1931) nachgelesen werden. Dort grenzt er sich scharf von französischen „Fremdeinflüssen“ ab, die für ihn jüdisch infiltriert sind, wettet gegen die „Judenherrschaft“ in der Berliner Kunstszene durch Max Liebermann und den Galeristen und Verleger Paul Cassirer und betont immer wieder, wie ursprünglich „deutsch“ (= „stark, herb und innig“) sein eigenes Schaffen sei. Und daß das „Deutsche“ allem anderen überlegen sei, gehör-

te zu seinem Credo. Bekannt war auch Noldes früherer Eintritt in die Nationalsozialistische Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig (NSAN) und seine Hoffnung, als Staatskünstler anerkannt und mit Großprojekten beauftragt zu werden. „Nazi- Emil“ nannte ihn deshalb sein Kollege Karl Hofer grob. So aberwitzig, wie sie heute erscheinen, waren Noldes Wunschträume von einer Karriere unterm NS-Regime anfangs keineswegs. Goebbels, Himmler und Baldur von Schirach schätzten ihn ungemein und der Deutsche Studentenbund diskutierte, ob der Expressionismus, ein scheinbar genuin deutsches Produkt, nicht Staatskunst werden sollte. Nur an Hitlers Haß auf sämtliche moderne Kunst scheiterte das Ansinnen. Es mag zynisch klingen, aber Nolde hatte einfach Glück. Ohne Hitlers persönliche Aversion, wäre sein Nachruhm zumindest problematisch. An den Bildern selbst ändert das Wissen über die Charakteruntiefen ihres Schöpfers freilich nichts. „Braunes“ Gedankengut findet man nur in Noldes schriftlichen Ergüssen und in seinem Verhalten, nicht in seinen Arbeiten.

Auch die Ausstellung selbst, die erste bedeutende Retrospektive seit 1987, damals in Stuttgart, ist frei von Dokumenten. Im Katalog freilich behandelt ein fundierter Aufsatz das Thema, das in den letzten Wochen für – den Kenner überraschendes – Furore sorgt. Wer sich über die Farbenschwärmerei hinaus ein wenig genauer mit Nolde befaßte, merkte bald, welch unverbesserlicher Opportunist er sein Leben lang war. Als Bauernsohn mit dem Namen Hans Emil Hansen im einst dänischen Dorf Nolde geboren, wurde er zum Holzbildhauer und Zeichner ausgebildet, wanderte als Schnitzer und Zeichner durch Möbelfabriken in Karlsruhe, München und Berlin und wurde 1892 als Fachlehrer am Industrie- und Gewerbemuseum in St. Gallen angestellt. Fasziniert von der Bergwelt, fabrizierte er 1895 eine Serie von Postkarten, auf denen er den benachbarten Gebirgen verschmitzte, schrullige Gesichter verpaßte- und ein Vermögen verdiente, das ihm die ersten Jahre des freien Künstlerdaseins finanzierte. Schon in diesem Anfang steckt sein Talent zur Mimikry. Obwohl ihn die Malerei lockt- er müht sich gleichzeitig zwei Jahre lang an einem Gemälde-, wirft er sich



Emil Nolde in der Schweiz, FFV, Kunstmuseum Bern. Foto: Paul Senn © GKS

auf die leicht reproduzierbare Zeichnung, versucht sich im Humor, der ihm lebenslang abgeht, und bietet sich dem Publikumsgeschmack an, den er eigentlich verachtet. Pecunia non olet, und der Zweck heiligt die Mittel. Nur wenige Jahre später in Berlin antichambriert er sofort bei Liebermann und stellt bei dem ihm gewogenen Cassirer aus, dessen Judentum ihn nicht stört, solange der Galerist ihm nützt. Auch der von Liebermann geleiteten Berliner Sezession tritt er bei und präsentiert in deren Kreis gern seine Bilder – bis es wegen „Meinungsverschieden-

heiten“ zum Eklat kommt und Nolde ausgeschlossen wird. Grundsätzlich aber gilt: Wo immer Macht und Einfluss sind, ist Nolde nicht weit. Wahrscheinlich erhoffte er sich durch die Nationalsozialisten mehr Reputation, umfassendere Arbeitsmöglichkeiten und erklecklichere Einkünfte als er ohnehin schon hatte.

Genau hier aber liegt ein anderer neuralgischer Punkt in Noldes Selbstverständnis. Schon seit frühester Zeit stilisierte er sich, alle Fakten mißachtend, in die Rolle des verkannten Künstlers. Obwohl er 1904, knapp

drei Jahre nach dem Abschluß seines Malunterrichts, erste Einzelausstellungen in Leipzig und Berlin bekam und lukrative Sammler wie Karl-Ernst Osthaus (1906) und öffentliche Museen (1908 Landesmuseum Münster) Gemälde bei ihm kauften und er bald zu den bestverdienenden Künstlern gehörte, sah er sich als Opfer von Häme und Spott. Das Gemälde „Freigeist“ (1906) – kein besonders gutes, aber aufschlußreiches Werk – illustriert seine Selbstinterpretation. Vor flockig blauem Grund stehen vier Figuren. Drei reagieren sichtlich auf die frontal gegebene Gestalt in orangem Gewand und mit stoischer Mine. Eine scheint den förmlich anzubeten, die beiden anderen attackieren ihn mit Gesten oder mokantem Lächeln. Unberührt vom (kleinen) Beifall und von der (heftigen) Kritik behauptet der Freigeist seine Position. Nolde wollte hier ein szenisches Selbstporträt liefern. Aber Nolde war kein Freigeist.

Er gierte nach Lob, das er sich in seiner Autobiographie überreichlich selbst spendet. Er gierte aber auch nach Feinden, denn nur so konnte er sich in den dankbaren Part des nimmermüden Kämpfers hineinphantasieren, mit dem er sich leidenschaftlich – und immer jammernd – schmückte. Nicht von ungefähr nannte er den zweiten Teil seiner höchst einseitig frisierten und im Eigendünkel unangenehmen Erinnerungen „Jahre der Kämpfe“. Allein gegen die Kunstmafia, so sah er sich, auch wenn keine Mafia ihn bedrohte. Er brauchte Gegner, um sich aufzuwerten. Als wirkliche Widersacher ihn dann umzingelten, erkannte er sie nicht und versuchte, sich mit ihnen zu verbünden. Noldes Selbststilisierung hat auch eine tragische Note. Doch all das gehört zum Hintergrundverständnis und ließe sich in Aufsätzen abhandeln.

Der große Verdienst der Ausstellung aber ist, daß sie einen bislang zu wenig beachteten Aspekt in Noldes Werk herausarbeitet. Natur, Landschaft, Wetterphänomene und Naturelemente bedeuten für ihn eine lebendige, ja beseelte Kraft, die er auch als Arbeitsmotor in sich selbst spürte. Der Drang, diesen Gesichtern – „Visionen“ wäre ein zu esoterisches Wort – Gesichter zu verleihen, durchzieht wie ein Leitmotiv sein Oeuvre. Bereits sein allererstes Gemälde, an dem er sich fast zwei Jahre lang abmühte, personifiziert Natur. Gleichzeitig mit den Bergpostkarten entstand 1895 „Die Bergriesen“. Wie eine schon reichlich besäuselte Stammtischrunde hocken da vier ungeschlachte, dem Volksglauben entsprungene Wesen vor glühendem Abendhimmel zusammen und scheinen grinsend Schabernack auszubrüten. Was hier noch ziemlich schlicht gestaltet wird, erreicht schon sechs Jahre später malerische



Tier und Weib, zwischen 193 und 1935 © Nolde Stiftung Seebüll

und gedankliche Originalität. In „Vor Sonnenaufgang“ treffen sich zwei eigenartige Tierwesen in der Morgendämmerung, sichtlich beflügelt vom nächtlichen Spuk.

Bis zu den „Ungemalten Bildern“, jenen Aquarellen, die Nolde während des Nazi-Regimes schuf und die er nach dem Krieg zum Teil auf Leinwand übertrug, durchziehen Elementargeister, Gestalten aus Volkssagen, Märchen und Legenden sein Werk. Die rollende Welle schwemmt ein „Meerweib“ (1922) an den Strand, im kargen Nirgendwo treffen sich ein koboldhaftes, rotschopfiges Kind und ein großer schwarzer Vogel (1912) oder ein affenartiges Ungeheuer baggert mit allem ihm möglichen Charme eine weißhäutige Nackte an (zwischen 1931 und 1935) – in Noldes Universum darf man mit Begegnungen der grotesksten Art rechnen. Anders als bei den zeitgenössischen Surrealisten stammen diese Monster und Tiermenschen, die Mischwesen und Phantasmen nur selten aus dem Triebhaften und niemals

aus dem Unbewußten, dem Verdrängten. Sie sind Gestalt gewordene „Natur“. Auch wenn sie fehlen, sieht man in den Landschaften und Seestücken Noldes, daß sich da – in den Farben – Kräfte messen, Widersächliches aufeinanderstößt, Gewalten toben.

Noldes Bilder zeigen das Drama in der Natur, einen konfliktgeladenen Disput der Elemente. Wunderbar genau und detailliert zeichnet die Ausstellung Noldes künstlerische Entwicklung nach. Dem Frühwerk unter dem Einfluß der skandinavischen Malerei gehört fast ein ganzer Saal. Silbrig graue Töne dominieren hier, zartes Beige, ein paar helle Lichtpunkte. Schon kurz darauf, 1904, endet die Farbakese. Nolde hat seine Ada geheiratet, seinen Namen nach seinem Geburtsort geändert, Haus und Atelier in Alsen bezogen und im „Frühling im Zimmer“ (1904), mit dem er seinen Ruhm begründete, Haus, Frau und neuen Malstil gleich vereinigt: Die Farbe hat ihn. In einen wahren Farbtaumel, eine Farbekstase, einen Farb-Dionysmus taucht er bei den „Wildtanzenden

Kindern“ (1909); pastose, kurze Flecken lassen die Gestalten quasi zerstioben. Neben ihrer Urkraft wirken selbst die rauschhaften „Kerzentänzerinnen“ 1912 (sie hängen in der chronologisch geordneten Ausstellung nicht beieinander) zahn.

Welch ein Affront auf religiöse Gefühle Emil Noldes sakrale Bilder zu ihrer Entstehungszeit 1909-12 und 1921 bedeuteten, läßt sich auch heute noch nachvollziehen. Das gelb-grüne Inkarnat von Christus und seinen Jüngern riecht eher nach Schwefel als nach Weihrauch. Doch zweifellos paßt Schwefel besser zu einer Welt, die Märtyrer braucht und macht, als Weihrauch. Als Nolde in den zwanziger Jahren noch einmal zu biblischen Themen zurückkehrte, griff er noch vehementer in die gängige Ikonographie ein. „Nach dem Sündenfall“ (1921) hocken Adam und Eva füllig und weitausladend nebeneinander als Erdgeschöpfe auf dem Boden, getrennt durch einen Stamm, um den sich die Schlange – leicht schielendwindet. Schon dieser Silberblick – nicht der vertraute Kontext – signalisiert, was sie angerichtet hat: das Paradies aus den Angeln gehoben. Adam mustert Eva wie ein vorwurfsvoller Macho. Aber Eva reißt die blauen Augen riesig weit auf, als reichten sie nicht, das Ausmaß der Schuld zu erfassen. Neben so viel blankem Entsetzen sieht der zähnefletschende Löwe im Hintergrund aus wie ein putziges Kuscheltier, und die rote Blume neben Eva wirkt wie ein Vorbote des in der künftigen Menschheitsgeschichte vergossenen Blutes. Nicht nur durch seine Farben versteht es Nolde immer wieder, den Betrachter zu fesseln und zu überraschen.

Wie aber soll man nun mit Nolde umgehen, nachdem seine Sympathien für nationalsozialistisches Gedankengut so publik geworden sind, dass niemand mehr darüber hinwegsehen kann? Vielleicht sollte man sich endlich vor dem immer noch verbreiteten Klischee verabschieden, daß Werk und Künstlerpersönlichkeit einander bedingen und nur „gute“ Charaktere „gute“ Kunst schaffen können. Doch auch große Gedanken, glaubhaft und bestrickend schön, wahrhaftig und tiefgründig formuliert, garantieren keinen „feinen Kerl“ dahinter. Aber ist es nicht möglich, ein Werk zu schätzen, den Urheber aber nicht? Außerdem: Je mehr Quellen, Lebenszeugnisse, Dokumente man besitzt, um so widersprüchlicher, ja auch unangenehmer, färbt sich oft ein Charakterbild. Wer solche Enttäuschungen fürchtet, dem sei, in der Malerei, Conrad von Soest empfohlen – oder ganz allgemein und aus aktuellem Grund – William Shakespeare. Über deren Persönlichkeit weiß man nämlich so gut wie nichts. Bei Letzterem nicht einmal, ob es ihn „wirklich“ gab. ¶



# Film ab in Franken

Landschaft und Orte waren und sind attraktive Kulissen.

Von Frank Kupke

Michael Böhm zeigt auf die neugotische Fassade von Schloß Ehrenburg in Coburg. „Das sieht doch wohl sehr britisch aus,“ sagt der Koordinator des Stadtmarketing. Kein Wunder, daß die schmucke Architektur im Kino tatsächlich zur Londoner „St. Lennox High School“ mutiert. So geschehen in der Verfilmung der Fantasy-Trilogie „Liebe geht durch alle Zeiten“. Nach dem ersten Teil „Rubinrot“ wurde auch der zweite Teil „Saphirblau“ im September und Oktober vergangenen Jahres unter anderem in Coburg und Umgebung gedreht und kommt heuer im August in die Kinos. Die Besetzung ist hochkarätig. Beispielsweise ist Veronica Ferres mit von der Partie. Daß es hier in Coburg so viel recht britisch anmutende Neugotik gibt, macht Coburg zu einem idealen Drehort – „Location“ nennen es die Filmemacher – für alles, was irgendwie einen Hauch von viktorianischem oder nostalgischem Flair bekommen soll. Und daß es diese Art der Architektur in der kulturell aufstrebenden oberfränkischen Stadt gibt, hängt natürlich auch mit Coburgs berühmter Geschichte und seiner Glanzzeit als eine von zwei Residenzstädten des Herzogtums Sachsen-Coburg und Gotha (1826 bis 1918) zusammen. So heiratete der Bruder von Herzog Ernst II., Albert, anno 1840 die britische Königin Victoria. Das hatte im übrigen zur Folge, daß bis heute Nachkom-

men des Hauses Sachsen-Coburg auf dem britischen Thron sitzen. Das Geschlecht jenseits des Ärmelkanals nannte sich im Ersten Weltkrieg, um sich von der deutschen Linie abzusetzen, in Haus Windsor um. Hier in Coburg Filme mit britischem Ambiente zu drehen, paßt also wahrlich. Teil drei der Fantasy-Trilogie – er heißt „Smaragdgrün“ – soll im April 2015 in die Kinos kommen. Gedreht werden die drei Teile unter anderem auch auf dem ebenfalls neugotischen Schloß Ketschendorf (im gleichnamigen Stadtteil Coburgs), das bis 2010 als Jugendherberge diente und derzeit leer steht: ideal für die Leute vom Film.

#### Vom Horror- bis zum Kinderfilm

Aber Coburg hat in Sachen Filme noch mehr zu bieten, sagt Michael Böhm vom Stadtmarketing. „Was Coburg attraktiv als Drehort macht, ist zum einen das Alter, also die Authentizität“, erklärt Böhm. Coburg hat nämlich wohl den größten zusammenhängenden neugotischen Straßenzug Europas. Im Zweiten Weltkrieg wurde Coburg zu weniger als fünf Prozent zerstört. „Dazu kommt noch etwas anderes“, so der Koordinator Stadtmarketing und schaut jetzt über das weite Karree des Marktplatzes mit seinen Giebeln vorwiegend aus Renaissance und Klassizismus. „Es ist seine Vielseitigkeit.“ Im Grunde lassen



„Luther“ auf der Veste Coburg Szenenfoto: Rolf von der Heydt/neue film produktion GmbH

sich hier Filme aus jeder historischen Epoche drehen – vom Mittelalter bis zur Moderne. Gefilmt wird in Coburg schon seit vielen Jahrzehnten, erläutert Böhm, der selber mal bei einem Film mitgemacht hat. Allerdings bloß als Kabelträger bei „Tod oder Freiheit“, einem Kostümfilm von 1977 nach Schillers „Die Räuber“ mit Gert Fröbe und Mario Adorf. 100 Mark hat Böhm fürs Kabeltragen bekommen. „Das war für einen Zwölfjährigen viel Geld“, sagt er. Zu den frühen Filmen, die ganz oder größtenteils in Coburg gedreht wurden, gehört „Das kleine Hofkonzert“ von 1936 unter der Regie von Detlef Sierck alias Douglas Sirk, wie er sich nach seiner Flucht vor den Nazis in die USA 1937 nannte. Ein berühmter Film, der ebenfalls größtenteils in Coburg gedreht wurde, ist „Die Ehe der Maria Braun“ von Rainer Werner Fassbinder von 1979. Von ganz anderem Schlag ist der US-Film „Luther“ von 2003. Dieser Film wurde teilweise auf der Veste Coburg gedreht, die im Film dann als Wartburg diente, weil sich die echte Wartburg seit der Lutherzeit zu sehr verändert hat. Für den Lutherfilm von 2003 wurde außerdem in Seßlach im Landkreis Coburg gedreht, das dann 2006 bei der Neuverfilmung von „Der Räuber Hotzenplotz“ ebenfalls als Filmkulisse diente. Zinnen, Erker, Türmchen, eine Stadtmauer, malerische Flußlandschaften – das sind die Ingredienzien, durch die sich die fränkischen Städte bestens eignen für Historienstreifen, Mantel- und- Degenfilme sowie Fantasy-Produktionen, die seit Harry Potter einen enormen Aufschwung erleben. Und wohl kaum eine deutsche Stadt entspricht mehr dem pittoresken Bild von Mittelalter und früher Neuzeit wie das mittelfränkische Rothenburg ob der Tauber. Wer kennt sie nicht, die Geschichte von den Irrungen und Wirrungen der „Christel von der Post“, die am Ende doch ihren Horst findet. Kaum vorstellbar, diesen Heimatfilm mit Hardy Krüger von 1956 an einem anderen Ort spielen zu lassen als in Rothenburg ob der Tauber. Daß der Ort schon recht früh international zum Inbegriff gemütlicher deutscher Kleinstädte wurde, lag sicher auch daran, daß ein Teil des historischen Rothenburger Rathauses auf der Weltausstellung 1893 in Chicago nachgebaut wurde. Aber nicht nur Beschauliches wurde hier gedreht, sondern 1959 auch das Remake des „Blauen Engels“ mit Curd Jürgens oder aber auch 1967 der deutsche Horrorfilm „Die Schlangengrube und das Pendel“ mit Lex Barker und Christopher Lee – ein Streifen, der auf einer Shortstory von Edgar Allen Poe basiert. Ein international besetztes britisches Filmteam kam 1968 nach Rothenburg ob der Tauber, um hier den Musical-Fantasyfilm „Tschitti Tschitti Bäng Bäng“



Foto: studiocanal

zu drehen. Produziert wurde die amüsant-phantasievolle Geschichte rund um ein fliegendes Auto von keinem Geringeren als Albert R. Broccoli, dem Produzenten von 17 James-Bond-Filmen. Und für den britisch-amerikanischen Mega-Streifen „Harry Potter und die Heiligtümer des Todes – Teil 1“ von 2010 hatte Hollywood extra zwei Tage lang eine Ausnahmegenehmigung, um mit Hubschraubern über der Stadt fliegen zu dürfen. Aber die Luftaufnahmen wurden schließlich nicht verwendet. Dagegen ist eine kurze Sequenz, in der Grindelwald den sogenannten Elderstab stiehlt, ebenfalls in Rothenburg gedreht worden, und sie ist auch im fertigen Film zu sehen. Außerdem wird der Stadt Rothenburg ob der Tauber im Abspann des Films gedankt.

#### Der perfekte Tatort

Ins Paris des 17. Jahrhunderts verwandelte sich Würzburg vor vier Jahren bei den Dreharbeiten von „Die drei Musketiere“. Mit einer Mischung aus Begeisterung, Neugier und Skepsis – nicht zuletzt aufgrund der immer wieder nötigen Straßensperrungen – verfolgte die Würzburger Bevölkerung die Dreharbeiten und beteiligte sich zum Teil sogar an der Komparserie. Schließlich wirkten an dem Film unter



Fotos: Film-Bühne, DFH

dem britischen Regisseur und Produzenten Paul W. S. Anderson die Hollywood-Stars Orlando Bloom und Milla Jovovich mit. Und wer Glück hatte, konnte abends einen Blick auf Milla Jovovich werfen, wie sie gerade dabei war, sich zu schminken. Denn sie hatte ihre Garderobe während der Dreharbeiten seinerzeit in der Mozartschule. Freilich war dies auch für Würzburg nicht der erste Film, der hier gedreht wurde. Die Würzburger Adalberokirche war Kulisse für die Hochzeitsszenen in „Vater sein dagegen sehr“ mit Heinz Rühmann und Marianne Koch. Die hauptsächlichsten Drehorte dieses typischen Nachkriegs-streifens von 1957 waren Ochsenfurt, das Maintal und unter anderem Sommerhausen. Überhaupt war Unterfranken immer wieder Filmkulisse. Weniger bieder als in den braven 50er Jahren ging es 1975 zu, als die Regisseure Ralf Gregan und Günter Vaessen den Action-Thriller „Das Amulett des Todes“ auf Schloß Wetzhausen im Landkreis Schweinfurt drehten. Unter den Darstellern waren so bekannte Namen wie Walter Sedlmayer und Horst Frank. Kameramann war Michael Ballhaus, der in Hollywood Karriere machte und dessen Nichte Anne Maar heute die Leiterin des Fränkischen Theaters Maßbach (im Landkreis Bad Kissingen) ist. Hier im Fränkischen

Theater Maßbach war Michael Ballhaus ebenfalls Kameramann bei der Gorki-Verfilmung „Sommergäste“. Regie hatte hierbei 1975 Peter Stein. Würzburg selbst machte übrigens in Sachen Film wenige Jahre vor „Die drei Musketiere“ mit einer ganz anderen Art von Film bundesweit von sich reden, nämlich 2007 mit der sozialkritischen Filmkomödie „Vorne ist verdammt weit weg“ von Frank Markus Barwasser alias Erwin Pelzig. Überhaupt gibt es natürlich in ganz Franken eine Vielzahl an größeren und kleineren Drehs für Film- und Fernproduktionen. Spektakulär war hier jüngst die Entscheidung des Bayerischen Rundfunks, jetzt auch einen „Tatort“ in Franken zu drehen. Das Drehbuch für den ersten fränkischen Beitrag zur beliebten Sonntagabend-ARD-Krimiserie schreibt allerdings der Oberbayer Max Färberböck.

#### Filmförderung ist wichtig

Die Entscheidung, an welchem Ort ein Kinofilm gedreht wird, ist in Deutschland kein Zufall, erklärt Michael Böhm vom Stadtmarketing Coburg. Ein recht bedeutender Faktor ist – neben der immer wichtigeren Finanzierung durch Plazierung von Firmenprodukten im Film – die öffentliche Filmför-

derung. Kultur ist in Deutschland Sache der Bundesländer. Und je nachdem, wieviel Geld ein Bundesland in die Filmförderung steckt, umso beliebter ist das Bundesland bei den Filmschaffenden. Nach Böhms Worten wird Filmförderung unter anderem insbesondere in Bayern, Nordrhein-Westfalen und Sachsen groß geschrieben. In Sachsen hat sich hier vor allem Görlitz zu einem national wie international beliebten Drehort entwickelt. Hierzulande wird die Filmförderung vom FilmFernsehFonds (FFF) Bayern getragen. Mit Blick auf die Filmförderung in Franken betont Anja Metzger, Film Commissionerin Bayern beim FFF, daß die Filmförderung in Bayern – wie der Name schon sagt – gehalten ist, alle Regionen gleichermaßen zu fördern und keine einzelnen Städte, Gemeinden und Regierungsbezirke zu bevorzugen. Nach ihren Worten beeinflusst die Förderung eines Projekts nicht, in welcher Region es gedreht wird, außer wenn die Geschichte einen konkreten Bezug hat. Entscheidend für die Wahl des Drehortes sind laut Metzger die Motive sowie die Infrastruktur vor Ort. „Daß Franken eine immer größere Rolle spielt, hat vornehmlich mit Menschen in den Regionen zu tun, die das Potential von Filmproduktionen im Marketingsektor, aber eben auch in wirtschaftlicher

Hinsicht erkannt haben“, so die Film Commissionerin Bayern. Besonders hervorgerufen hat sich nach ihrer Schilderung in jüngster Zeit die Stadt Nürnberg mit einem Webangebot für Filmproduzenten, mit dem Verzicht auf eigene Drehgebühren für FFF geförderte Produktionen sowie einer professionellen Struktur von Ansprechpartnern und einem hervorragenden Netzwerk von Dienstleistern. „Allen voran hat aber auch die Stadt Coburg Zeichen und Maßstäbe gesetzt, sowie Bamberg, Bayreuth, Würzburg“, sagt Metzger. „Sie stehen Nürnberg in nichts nach und haben sich durch das Handling bereits vieler und durchaus auch internationaler Produktionen hervorgerufen.“ Franken zeichnet sich, so Metzger, nicht nur durch unbekannte – und somit völlig unverbrauchte Motive –, sondern auch durch besonders reizvolle und vielfältige Architektur aus. „Darüber hinaus hat Franken einen ganz eigenen Charme, der gerade auf dem asiatischen Werbefilmmarkt eine große Faszination ausübt“, erläutert die Commissionerin Bayern: „Somit bedient Franken neben dem klassischen Spielfilmsegment noch einen weiteren, finanziell sehr attraktiven Markt.“



#### Ganz aktuell:

Am 27. März hat sich die Filminitiative Würzburg e. V., Veranstalter des Internationalen Filmwochenendes Würzburg, einen neuen Vorstand gewählt. Erster Vorstand, und damit „Festivalchef“, ist Thomas Schulz (links). Dem Altgedienten stehen mit Viviane Bogumil und Christian Molik zwei Neue im Führungsgremium zur Seite.

as

# Fritz May und die Kunst am Bau

Eine kleine Ausstellung in der Kirche St. Stephan

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Eine kleine, sehr feine Ausstellung in der Kirche St. Stephan (Wilhelm-Schwinn-Platz 1) will Arbeiten des Würzburger Malers Fritz May gewidmet. May, 1927 im mährischen Römerstadt, geboren, ließ sich nach Krieg und Gefangenschaft 1950 in Würzburg nieder, das er bis zum Tod 2009 nicht mehr verließ, von Unterbrechungen durch das Studium an der Werkkunstschule in Offenbach und der Städelschule in Frankfurt abgesehen.

Ein Schwerpunkt seines Schaffens waren Glasfenster, die er für zahlreiche Kirchen in Unterfranken und jenseits der Grenzen schuf, z. B. in Dittelbrunn, Euerbach, Groß-Krotzenburg, Haßfurt, Obernburg, Rottershausen, Kloster Schmerlenbach, Versbach, Schonungen oder der Wallfahrtskirche Maria-Ehrenberg im Truppenübungsplatz Hammelburg. Seine Kunst zu zeichnen und zu aquarellieren kam ihm dabei besonders zugute. Von May sind 1980 zwei Glasfenster in die romanische Michaelskapelle von St. Stephan eingebaut worden, die das Thema des „Jüngsten Gerichts“ behandeln.

„Im Lichtraum der Fenster entsteht eine kosmische Landschaft aus horizontalen Strömungen und Verdichtungen (Erdschichtung) aus Formen und Farben, durch welche von oben Licht rieselt und von unten Aufschrei und Hoffnung hindurchdringen“, hat May dazu gesagt. Der horizontalen Schichtung wird der vertikale St. Michael entgegengestellt, als Bekämpfer des Bösen und Gerechtigkeit Übender am Tag des Gerichts.

Die zwei abstrakten Glasfenster in der Kapelle waren der Anlass für die Ausstellung im Chor der Kirche. Hier sind vor die weiß verglasten Fenster vier Fenster montiert, die figürlich die Emmausgeschichte aus dem Evangelium des Lukas erzählen. An der Wand unter den Fenstern sind Erläuterungen und Skizzen zum Entwurf angebracht. Die Sicht auf beide Seiten seiner Kunst, abstrakt oder figürlich, läßt zeichnerische Kraft im Entwurf und feine Sensibilität in der Farbigkeit erkennen. Die vier Emmaus-Fenster stammen aus der Kapelle des Missionskrankenhauses, wo sie nach einem Umbau nicht mehr gebraucht wurden und seitdem irgendwo lagerten. Zu hoffen ist, daß sie jetzt gerettet sind und zu wünschen, daß sie an

ihrem neuen Platz bleiben können. Zum Schluß ist ein Blick auf den wunderbaren Altar der Michaelskapelle zu empfehlen, den der viel zu früh gestorbene Bildhauer Lothar Stiller geschaffen hat. Er nimmt eine innige Beziehung auf zu dem hinter ihm an der Wand hängenden, frühgotischen Altarbild.

Die Ausstellung zeigt nicht einfach nur Bilder, sondern stellt sie als integrierten Teil des räumlichen Architekturkonzepts vor, die dadurch an Mehrwert gewinnt. Die Architektur unserer Tage verwöhnt uns nicht mit solchen Beispielen. Die Idee des räumlichen Gesamtkonzepts, das bildende Künste und Architektur versöhnt und zu einer Einheit verbindet, ist am ehesten im Kirchenbau verwirklicht. Gewiß gibt es Beispiele, wie moderne Kunst gut und angemessen in ein Gebäude integriert werden kann. Aber sie sind selten und stammen meist aus dem Ende der fünfziger Jahre.

Zu den wichtigsten Beispielen gehört die Mauer aus farbigen Keramikplatten von Juan Miro im UNESCO-Gebäude in Paris, das 1958 von Marcel Breuer, Pier Luigi Nervi und Bernard Zehrfuss errichtet wurde. Oder das Musiktheater in Gelsenkirchen, 1959 geplant von Werner Ruhnau mit der großen, blauen Wand von Ives Klein, dazu weitere Arbeiten von Norbert Krikke, Jean Tinguely, Robert Adams und Paul Dierkes. Berühmt geworden ist die Wallfahrtskapelle in Ronchamps von Le Corbusier von 1950-1955. Das früheste Beispiel eines realisierten Gesamtkonzepts ist die Kapelle „Maria in den Trümmern, die von 1947 bis 1950 von Gottfried Böhm in Köln errichtet wurde. Heute ist sie im Kolumba-Museum verborgen. Sie überwältigt den Besucher mit den Glasfenstern von Ludwig Gies, dem wir auch die Gestaltung des Bundesadlers verdanken. Fenster, Boden, Decke, Altar und die Figur der Madonna vereinigen sich im eindringenden Licht zu einem Gesamtkunstwerk.

In späteren Jahren werden die Beispiele weniger, bis sie schließlich ganz ausbleiben. Die Integration der bildenden Künste ist interessanterweise am besten bei Glasfenstern gelungen, gefolgt von plastischen Arbeiten. Die Programme „Kunst am Bau“ haben für die künstlerische Gestaltung von Bauten wenig bewirkt,



Ein Glasfenster des Künstlers Foto:Fritz May

wenn sie denn überhaupt genutzt wurden. Statt auf eine Einheit zu zielen, streute man nach Gefallen Kunst dorthin, wo sie nicht störte.

Die mühseligen Versuche, den Mangel an künstlerischer Gestaltung auszugleichen, unterstreichen das Defizit eher als es zu füllen. Statt Integration zu suchen, werden so etwas wie Haftetiketten verteilt. In ihrer Beliebigkeit eher zufällig gelandet als an den Ort gebunden, tragen sie nicht zur Identifikation mit dem Bauwerk bei. Dazu wäre, wenn schon nicht Einmaligkeit, so doch Unverwechselbarkeit nötig.

Die Feststellung drängt sich auf, daß Architektur mindestens im letzten Viertel des Zwanzigsten Jahrhunderts der Kunst gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüber stand, was durchaus als Ungenügen empfunden wurde, wie die Versuche der Postmoderne erkennen lassen. Auch die dröhnende Architektur der sogenannten Stararchitekten kann die gefühlten Mängel nicht ausgleichen. Das heutige Elend ist geboren aus dem Überdruß an den überbordenden Dekorationen im Historismus. Adolf Loos hatte wohl ein solches Ergebnis nicht erwartet, als er dem Ornament den Kampf ansagte. Die folgende Reinigung der Architektur an Haupt und Gliedern war überaus gründlich. Hier blieb

buchstäblich kein Stein auf dem anderen. Ein Weg war eingeschlagen, an dessen Ende Sterilität, Langweile, Phantasielosigkeit und Armut an Gestaltung lauern sollten. Jedoch: Design ist kein Ersatz für Kunst.

Es wäre viel gewonnen, wenn Handwerker, Architekten und Künstler aus ihrem autistischen Dasein träten und mit gemeinsamen Konzepten dem ausgelutschten Bauwesen von heute eine neue, bessere Zukunft eröffnen würden. Wenn auch eine Wende nicht zu erkennen ist, gibt es doch Zeichen der Hoffnung, und das interessanterweise gerade bei farbigen Glasfenstern.

Wie anders sind die Fenster von Gerhard Richter im Kölner Dom, von Siegmund Polke im Züricher Münster, von Neo Rauch im Naumburger Dom zu werten! Vielleicht hilft eine Ausstellung wie die zu Friedrich May beim Nachdenken. Sie ist ein Gemeinschaftswerk von Pfarrer Dolling, dem Architekten Gerhard Grellmann und der Firma Rothkegel. Nachdenken ist auch deshalb nützlich, weil in den nächsten Jahren viele Kirchen mangels Nachfrage der Christenheit geschlossen, umgewidmet oder abgebrochen werden. Mit ihnen werden viele Raumkonzepte untergehen. Wohin mit den Kunstwerken in ihnen? ¶

Noch bis zum 27. Juli.

Di. und Fr. von 9-12, Do. und Fr. von 14-17 Uhr.



## Kontrovers:

Diese Karwoche 2014 wird sich als Datum in die Baugeschichte der Stadt Würzburg eingraben, als der Zeitpunkt, ab dem man aufgeben hat, dem Bild der Stadt ein urbanes, nicht nur von ökonomischen Interessen bestimmtes Aussehen zu geben.

Gewiß tut sich leicht ein Zwiespalt auf: Soll man ein altes Gebäude wie den „Onkel“ um jeden Preis erhalten, weil es der letzter Zeuge einer vergangenen Zeit ist, ein Profanbau ohne weitergehenden ästhetischen Anspruch, der zu einer künftigen Nutzung viel Geld verschlingen würde; demgegenüber steht der Wunsch nach extremer Flächennutzung und nach Wohnraum. Der „Onkel“ ist wohl kein geschütztes Denkmal (aber was besagt das schon, da darüber ja die Stadt selbst bestimmt), das Gebäude, vor allem

seine Innenräume sind heruntergekommen, bräuchten mächtige Investitionen. Wozu das Ganze also erhalten?

Man muß den Blick etwas weiten. Wer kann nicht ohne Schwierigkeiten das geradezu rührende Bild der alten Trinity Church inmitten von Wolkenkratzern in New York vor sein geistiges Auge rufen? Warum hat man diese Kirche erhalten? Gewiß nicht wegen ihrer einmaligen Schönheit. Eher wohl, weil es schon immer leichter war, sakrale Gebäude zu erhalten unabhängig von der Frage ihrer Nutzung. Inzwischen hat sich in München eine Initiative gegründet, die alte Häuser erhalten will – nicht aus bloßer Nostalgie, nicht als Selbstzweck, sondern aus der Einsicht heraus, daß alte Gemäuer ein Element der Vielgestaltigkeit urbanen Lebens und als solche



## Onkels Ende

Von Berthold Kremmler Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

erhaltenswert sind in einer Stadt, die dem ästhetischen Einerlei immer mehr anheimfällt.

An die Stelle des „Onkels“ wird ein gesichtsloser Durchschnittsbau treten, wie es sie in dem zentrumsnahen Teil der Zellerau schon zuhauf gibt – wo kann sich in der vorderen Frankfurter Straße der Blick schon erholen?

Das jüngst so hochgelobte Zellerauer Marktplätzchen (heißt es wirklich so?) – welcher Zellerauer erinnert sich nicht der feierlichen Einweihung durch den damaligen OB Rosenthal und den Stadtbaurat Baumgart und ihrer sehr unterschiedlich glanzvollen Reden – das Plätzchen ist leider von einem ordentlichen Platz meilenweit entfernt. Die Bäume sind aufgereiht im Rhythmus der Straße, schnurgerade hintereinander, parallel zur Straße, die Aluminiumbänke nach

einem aleatorischen Prinzip über die Fläche verteilt, der eingeschränkte Platz an prägnanter Stelle durch einen Fahrradständer aufgerissen, ein echter Wohlfühlplatz, eine echte Alternative zum vergleichsweise zierlichen „Onkel“.

Das soll dann wohl Ausgewogenheit in den Bau-massen sein?! Haben Sie übrigens schon bemerkt, daß die Innenstadt von einem ganz besonderen vereinheitlichenden Fluidum umgeben ist, einer Art Verallgemeinerungsprinzip: dem aufgemotzten Pflaster allüberall, wo etwas neu öder wieder zu bedecken ist. Auch das Zellerauer Plätzchen kann ein Lied davon singen. Würde man damit nicht etwas Lebendiges verbinden, könnte man geradezu von Pflaster-Orgien sprechen. Das beliebige architektonische Einerlei in Würzburg nimmt immer mehr

zu, dieses Baumgart'sche Mittelmaß in der Nähe zu technokratischen Industriebauten. Um einige Beispiele zu nennen: Was ist aus dem CCW geworden? Ein Glas-Beton-Blechkubus, ein liegender Glasquader, wie man ihn zusätzlich gerne der Frankenhalle vorgeblendet hätte und wie er in der Zwischenzeit ja auch als Erweiterung des Theaters geplant zu sein scheint. Was ist aus der abwechslungsreichen Dacharchitektur des CCW geworden? Eine gigantische Glasfront ohne Form und Charakter.

Man, das heißt Ex-OB Rosenthal und Baumgart, hat sich einen Architekten aus Stuttgart geholt, dessen Belanglosigkeit man dadurch zu kaschieren sucht, daß der Schreiberling der Mainpost immer das epitheton ornans, das schmückende Beiwort „international berühmt“ vorschaltet, obwohl ihn keiner kennt, ein Verfahren, mit dem man immer schon Kritik im Keim ersticken wollte. – Diese Phantasielosigkeit setzt sich fort im Gebäude der Spiegelstraße 2 von dem Würzburger Architekten Zumkeller, wo Rosenthal noch behauptete, man habe eine Baulücke geschlossen – die es gar nicht gegeben hat, die sich vielmehr der Tatsache verdankte, daß das Brunowerk das Rückgebäude einfach eine Etage höher hatte bauen lassen.

Besonders dreist war die Behauptung Rosenthals, man schaffe Wohnraum mit diesem Gebäude. Es lohnt sich, nachzuzählen, wie viele Privatleute darin eine Wohnung gefunden haben. Dafür ist ein charmanter Pavillon mit etwas Grün verschwunden, wir Würzburger wurden mit einer öden Fassade belohnt. Und jetzt noch dieses neue Gebäude in der Eichhornstraße, das von Innsbruck weitläufig inspiriert ist. (Aber das ist ein Thema – die Wahrung der Interessen von Architekten -, das hier

sowieso ausgeblendet wird: Wo ist die Diskussion darüber, wie mit den Rechten der Architekten umgegangen wird, die das alte CCW entworfen haben? Sind deren Rechte irgendwie gewahrt?)

An diesem neuen Gebäude erschlägt mich zweierlei: die schiere Größe durch die Höhe der Stockwerke selber und der zu vielen Stockwerke. Als die Fensterscheiben noch nicht eingesetzt waren, hat mich die Wirkung dieses riesigen Gebäudes derartig erdrückt, daß ich beim Vorbeigehen instinktiv auf die andere Straßenseite ausweichen wollte – nur war da nicht genügend Platz. Das Gebäude ist einfach überdimensioniert. Und der so gelobte Schwung in der Mitte hat auf mich die entgegengesetzte Wirkung: Mir schien das wie der Rumpf eines Dinosauriers, der mich erst recht bedrängt, da er sich zu bewegen scheint. Im übrigen wirkt die Fassade deswegen eintönig, weil sie nicht für einen Eckbau konzipiert war: Das ist nur ein langer Pflatsch, der beliebig ausläuft. Welcher unbeholfene Gegensatz zu dem gegenüberliegenden S.Oliver-Gebäude.

Das führt zurück zum „Onkel“: In Würzburg scheint man, wie mir ein Fotograf sagte, einen Hang zum Großstädtischen zu haben, und da zielt man ins Großmächtige, aber halt auch Überdimensionierte. Geradezu zierliche Gebäude, die an eine weniger Größenwahnsinnige Vergangenheit im 19. Jahrhundert erinnern, haben da weder Platz noch Fürsprecher an höherer Stelle. Als der Sturm um die VR-Bank auf dem Markt frisch tobte, sagte mir der Stadtbaurat, diese Diskussion sei in fünf Jahren längst vergessen. Pustekuchen: Sie ist heute noch so heftig wie einst. Für den „Onkel“ kommt Hilfe zu spät, der steht nicht mehr – gewiß eine der vielen Bausünden der letzten Jahre. ¶



## Casanova ... komm!

Eine künstlerische Rehabilitation von Rainer Appel und Duo Sandrose im Würzburger Bockshorn

Von Antje Roscoe Fotos: Projekt Casanova/Montage: nummer

Sie sind Sie nur nicht zimperlich, wenn Casanova kommt! Ein wenig Erotik war doch wohl zu erwarten? Aber erwarten Sie nicht zu viel davon, denn das ist ja längst nicht der ganze Casanova. Nein, mißbraucht wurde er, schmutzig und selektiv übersetzt. Damit ist jetzt Schluß: 12 Bände *Leben – Histoire de ma vie* – im Venedig des 18. Jahrhunderts, Schauspieler Rainer Appel und das Duo Sandrose haben es in eine musikalische Lesung gepackt, voll trefflichem Erzähltalent, kurzweiliger Historie und viel Inspiration für einen im 21. Jahrhundert verkeilten Geist. Die lockere Selbstironie, mit der das Leben geschieht, die außergewöhnliche Abenteuerlichkeit mit der dieser Giacomo Casanova 1725-1798 lebte, die Musik nimmt sie auf, in der Wahl der Instrumente, in der Musikauswahl (Julia Rosenberger) und in der Interpretation. Dreierlei singende Sägen, Spinett, Harfe, Gitarre, Laute...

Ralph Stövesandt und Julia Rosenberger können zeitgenössisch rokoko-kokett wie Paisiello und Mozart. Sie lassen Casanova mit Hänschen klein davon hüpfen, wenn es wieder einmal Zeit ist, zu gehen, einen neuen Ort, eine neue Identität zu suchen. Ein Ravelscher Besen-Bolero auf der E-Säge, aus der Harfe gezogene Qual – erst heiter-süffisantes Geplänkel, dann die Einsamkeit in den Bleikammern, wo Effektgerät und Loop-Maschine ungeahnte Gedankenkreisel in Bewegung setzten. Es sind Klangerlebnisse, die staunen lassen, wie die Erzählkunst des Schriftstellers Casanova dem Publikum Lächeln ins Gesicht zaubert. Die Kontraste in Casanovas Venedig sind hart wie das Leben: Kopfläuse und Casino-Geprasse, Hexerei und heilige Glücksspiele. Appel liest, singt, holt sich das Publikum, performt Mosaiken des Menschen, seiner Faszination Casanova. Casanova... komm zurück!  
Info unter [www.duosandrose.de](http://www.duosandrose.de)

# Von neuen Mitgliedern und alten Hasen

Ausstellungen der Neumitglieder von BBK und VKU

Von Frank Kupke



Eugen Wilhelm: „Hyäne“ (o.J.)

Jede Menge handwerklich solide bis hervorragend Gemachtes, nur wenig Epigonales und viel künstlerisch Interessantes haben die neuen Mitglieder der Vereinigung der Kunstschaffenden Unterfrankens (VKU) und des Berufsverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) Unterfranken zu bieten. Der BBK hat acht neue Mitglieder. Sie präsentieren sich derzeit mit neueren Werken in der BBK-Galerie im Kulturspeicher. Insgesamt zwölf neue Mitglieder hat die VKU. Neun von ihnen stellten sich mit Arbeiten im Spitale der Öffentlichkeit vor.

Linda Schwarz aus Homburg am Main ist beiden Verbänden beigetreten. Werke der gebürtigen Stuttgarterin waren also sowohl im Spitale und sind noch in der BBK-Galerie zu sehen. Neben ihren grafisch-experimentellen Arbeiten – unter denen insbesondere die kleineren in der Werkstattgalerie im Untergeschoß der BBK-Galerie formal und inhaltlich in den Bann ziehen – überzeugt die Künstlerin mit Bildern, auf denen sie mit fluoreszierenden Pigmenten typographische Elemente (beispielsweise Wortspiele mit Schlagzeilen aus Tageszeitungen) gemalt hat. Diese Arbeiten können ihre volle Wirkung freilich nur bei Dunkelheit entfalten, in der

einem dann die Buchstaben entgegenleuchten. Daß man nicht unbedingt viel Zeit und Geld in ein Kunststudium an einer Akademie gesteckt haben muß, um hervorragende Kunst zu liefern, beweist der promovierte Physiker Hans Siethoff aus Höchberg in der BBK-Galerie. Das 1939 geborene Neumitglied beschäftigt sich schon seit Jahren mit der Fotografie. Aber erst vor gut einem halben Jahrzehnt begann er, sein Wissen und Können gezielt künstlerisch umzusetzen. Ausgangspunkt sind meist Fotos oder Scans von Natur- und Alltagsgegenständen. Diese vergrößert, zerlegt und komponiert er poetisch neu. So verwandelt sich etwa der Ausschnitt eines durch eine Mattscheibe absichtlich unscharf aufgenommenen Blumenfotos dadurch, daß er es auf der Fläche rhythmisiert und variiert, in eine lyrische Bildkomposition voller Musik. Zu den stärksten – obwohl vom Format her nicht sonderlich großen – Werken, die in der BBK-Galerie zu sehen sind, gehören die Arbeiten des Bad Mergentheimers Bernd Schepermann. Organische Strukturen und Phantasie-Landschaften kann man



Beate Schäfer: „Icons“ (o.J.)



Die Neuen im BBK

mit seinen graphischen Arbeiten assoziieren. Unter anderem mit Rost, Asche und Plakatresten rückt er hier ungemein sensibel der Existenz des Menschen und seinem – existentialistisch gesprochen – Geworfensein ins Dasein auf den Leib. Er zaubert hierbei höchst vitale Arbeiten aufs Papier. Die Würzburger Künstlerin Christine Schätzlein, die sich immer wieder mit dem Thema Schmerz und Trauer beschäftigt, hat parallel hierzu eine lebensfrohe Werkreihe mit dem Titel „Happy Dream Shop“ geschaffen. Ihre aus verschiedenen natürlichen und künstlichen Materialien gestaltete Schaukel-Installation „pink heaven“ ist hierfür ein luftiges und amüsantes Beispiel. Fotorealistisch sind die Fliesornament- und Spiegelstudienbilder von Christina Kuhlmann. Die in Würzburg und Bremen lebende Künstlerin legt größten Wert auf Detailgenauigkeit. Ludwig J. Bauer aus Aschach zeigt erdverbundene Skulpturengruppen, Gerhard Bauer aus Tauberbischofsheim stellt kubistisch inspirierte Arbeiten aus. Stephan Nüsslein aus Obernbreit präsentiert zwei kraftvolle Stahlskulpturen (sein Werk „Schale“ vor dem Eingangsbereich wiegt eine halbe Tonne). Blickfang waren im Spitale – neben der Schaukel-Installation des aus Würzburg stammenden und in Berlin lebenden Künstlers Thomas Schlereth im Eingangsbereich – die großformatigen analogen Architekturfotos des Würzburger Fotografen Harald

Müller-Wünsche in der Apsis (er fotografierte vergangenes Jahr in Valencia einige Bauten von Santiago Calatrava) und die Tierplastiken des Würzburger Sieglinde Bösl-Schülers Eugen Wilhelm. Die Werke des gebürtigen Ukrainers bestechen durch Nähe und technische Brillanz der Oberflächenbehandlung. Metaphysisch inspiriert war die große kreuzförmige Objektkästen-Installation von Michael Kraus aus Würzburg. Die Seele eines langjährigen Architekten spiegelt sich in den fotorealistischen Bildern des Würzburgers Hermann Strobl. Außerdem zeigte der Bad Kissinger Künstler Carlo Catoni energiegeladene Gemälde, die Margetshöchheimer Goldschmiedin Eva Hergenröther phantasievolle Schmuckarbeiten und die Würzburger Künstlerin Beate Schäfer kraftvolle ideenreiche Collagen. Die drei weiteren neuen VKU Mitglieder, die im Spitale nicht ausstellten, waren der Medienkünstler Michael Ehlers aus Reichenberg, die Malerin Gertrude Elvira Lantzenhammer aus Triefenstein und der Graphiker Peter Zimmermann aus Veitshöchheim, der auch das Plakat und die Karte zur Ausstellung gemacht hatte. Welche der beiden Schaukeln – die von Schätzlein in der BBK-Galerie oder die von Schlereth im Spitale – die künstlerisch bessere ist, ist wohl wirklich eine Frage des Geschmacks. Qualitätsvoll und ideenreich sind sie beide. Das gilt natürlich auch für die beiden Ausstellungsorte BBK-Galerie und Spitale. ¶

BBK-Galerie: bis 25. Mai. Spitale: bis 9. Juni.

# „Bekümmertlich – aber nicht zu ändern“

Mozartfest heuer erstmals ohne Konzert der Hochschule für Musik

Text und Foto von Frank Kupke

Erstmals seit Jahrzehnten beteiligt sich heuer die Hochschule für Musik Würzburg nicht mit einem eigenen Konzert beim Würzburger Mozartfest (23. Mai bis 29. Juni). Über Dezennien waren die Konzerte des Kammerorchesters der Musikhochschule im Kaisersaal der Residenz Bestandteil des Mozartfestes. Dieses Kammerorchester der Musikhochschule ist das direkte Nachfolge-Orchester jenes Kammerorchesters, das Hermann Zilcher, der Begründer des Mozartfestes, Ende der 20er Jahre gründete und das seither ein fester Programmpunkt beim Mozartfest war. Und wer sich noch an das Konzert des Kammerorchesters unter Ari Rasilainen sowie den Solisten Grigori Zhislin und Nimrod Guez beim Mozartfest im vergangenen Jahr erinnert, wird dem Klangkörper das nötige Niveau nicht absprechen können, um im Rahmen des Mozartfestes mit dabei zu sein.

Das Mozartfest hat heuer mit Evelyn Meining als Nachfolgerin von Christian Kabitz eine neue Intendantin. Und die Musikhochschule hat seit vergangener Wintersemester mit Prof. Bernd Clausen als Nachfolger von Prof. Helmut Erb einen neuen Präsidenten. Zur Frage, wie es dazu kam, daß die Musikhochschule in diesem Jahr beim Mozartfest nicht mit dabei ist, äußert sich Prof. Clausen auf Nachfrage gegenüber der **nummer**. „Ob eine Entscheidung fiel oder dies stillschweigend geschah und wer diese getroffen hat, entzieht sich meiner Kenntnis“, teilt der Musikhochschulpräsident mit. „Dies oblag meinem Vorgänger“, so Prof. Clausen weiter. „Ebenso sind mir die Gründe dafür nicht bekannt, das Mozartfest gehörte zu meinen Zeiten als Vizepräsident nicht in meinen Aufgabenbereich.“ Was die Zukunft angeht, teilt er mit: „Nach meinem Amtsantritt im Oktober 2013 hat es atmosphärisch sehr angenehme und inhaltlich sehr zielführende Gespräche mit Frau Meining gegeben.“

Für die Saison 2015 seien Veranstaltungen projektiert, die die Hochschule für Musik „in neuen, sehr publikumsnahen Formaten“ im Mozartfest plaziere. „Daß wir in diesem Jahr nicht dabei sind, ist zwar bekümmertlich, aber von meiner Seite nicht zu ändern“, erläutert Prof. Clausen. „Ich schaue



nach vorne und sehe da die Hochschule für Musik Würzburg einerseits wieder im Gespräch mit der Leitung des Mozartfestes und andererseits als Beteiligte bei diesem traditionsreichen Festival“, zeigt er sich optimistisch. Zu den Projekten für das Mozartfest 2015 möchte er „vorerst noch keine detaillierten Auskünfte geben, weil wir uns hier noch in der Sondierungs- und nicht in der Planungsphase befinden.“ Grundsätzlich stellt er fest: „Ich habe mich sehr eingehend mit der Geschichte dieses Hauses und somit auch mit dem Mozartfest intensiv auseinandergesetzt.“ Und der Präsident betont: „Diese Tradition – so funktioniert Kultur – muß stets neu ausgehandelt und mit Bedeutung versehen werden. Dazu gehören auch Brüche. Mein Bestreben ist es, weiterhin mit dem Mozartfest sehr intensiv in Kontakt zu bleiben, da ich glaube, daß die Hochschule für Musik dort nach wie vor ihren Platz hat. Wie dieser aussieht, das wird in gemeinsamen Gesprächen zu erörtern sein.“

So gibt es heuer erst mal kein Konzert der Musikhochschule beim Mozartfest. Und daß sich die Musikhochschule bei zwei Veranstaltungen gegebenenfalls sehr indirekt auch in diesem Jahr am Mozartfest beteiligt, ist eher eine Randnotiz wert: Für den Fall nämlich, daß bei den Nachtmusiken am 7. und 22. Juni, die bei schönem Wetter im Hofgarten der Residenz stattfinden, schlechtes Wetter herrscht, werden die Konzerte in den Großen Saal der Musikhochschule verlegt. Aber das wäre – mit Blick auf das berühmte Flair der Nachtmusiken im Hofgarten – eigentlich wenig wünschenswert. ¶

## Short Cuts & Kulturnotizen

Jeder macht sie sich mal: Illusionen. Um künstlerische Illusionen geht es bei der **Langen Museumsnacht im Kulturspeicher** am Samstag, 17. Mai, von 19 bis 1 Uhr. Mit Zauberern, Theaterszenen, Performances und bildender Kunst werden hier die Sinne auf die Probe gestellt. Gleich in der Nachbarschaft öffnet der Berufsverband Bildender Künstler Unterfrankens (BBK) die Tore von 20 Uhr bis 0 Uhr für alle, die lebendige Kunst und Künstler sehen und hören wollen. Denn hier in der BBK-Galerie und in der dortigen Werkstattgalerie sind die neuen Mitglieder vor Ort anwesend. Es gibt Malerei, Fotocollagen, Installationen und Objekte zu besichtigen. Und gerne wollen sich die Künstlerinnen und Künstler mit den Besuchern unterhalten.

In der Druckwerkstatt können die Besucher den Künstlerinnen und Künstlern beim Hochdruck, der Radierung und der Lithographie über die Schulter schauen. Dafür, daß die Nacht akustisch spannend wird, sorgen in der BBK-Galerie exquisite Live-Musiker unter dem Motto „durchstreifen.elektronisch.minimalistisch.experimentell“. Zu hören sind die Musiker Geräuschdieb, Jan Polacek, Carola Thieme und Jochen Volpert. [kup]

Musik überschreitet Grenzen und verbindet Menschen. Aber dennoch wird Musik häufig in Kategorien aufgeteilt, zwischen denen es scheinbar keine Verbindungen gibt. Mit den fünfjährigen **„Musik-Kreativ-Tagen“** vom 10. bis zum 14. Juni in der Bayerischen Musikakademie Hammelburg will die Populärmusik-Förderung des Bezirks Unterfranken, MainPop, in Zusammenarbeit mit dem Tonkünstlerverband Würzburg und der Beratungsstelle für Volksmusik die Potenziale von Volksmusik, Jazz, Rock, Pop, Weltmusik und Klassik bündeln. Die Veranstalter des Seminars unter der Leitung von Steffen Zeller, Franz Josef Schramm und Peter Näder wollen zudem „die Kreativität fördern und Synergien entwickeln“, wie es in einer Pressemitteilung des Bezirks Unterfranken heißt.

Teilnahmegebühr: 100 Euro, inklusive Übernachtung und Verpflegung. Die Musik-Kreativ-Tage wenden sich insbesondere an künstlerisch aufgeschlossene Musiker. Weitere Infos und Anmeldung zu den Musik-Kreativ-Tagen vom 10. bis zum 14. Juni 2014 in der Musikakademie Hammelburg: MainPop, Populärmusik-Förderung des Bezirks Unterfranken, Bayerische Musikakademie, Am Schloßberg, 97762 Hammelburg, Telefon: 09732/7868-151 im Internet unter: [www.mainpop.de](http://www.mainpop.de) Kontakt: [info@mainpop.de](mailto:info@mainpop.de)

## Kunstpreis 2014 der Stadt Marktheidenfeld



Ausschreibung erhältlich:

Stadt Marktheidenfeld, Luitpoldstraße 17, 97828 Marktheidenfeld  
E-Mail: [kunstpreis@marktheidenfeld.de](mailto:kunstpreis@marktheidenfeld.de)  
oder [www.marktheidenfeld.de](http://www.marktheidenfeld.de)

**Laura Edith Wittmann-Weidelt**, 1940 in Regensburg geboren, studierte Bildhauerei, Malerei, Kunstgeschichte, Philosophie und Geographie in München und Stuttgart für das Lehramt am Gymnasium, das sie auch beinahe 30 Jahre lang ausübte. Seit 1998 ist Wittmann-Weidelt freischaffende Malerin mit reger Ausstellungstätigkeit vor allem in Deutschland, aber auch in Japan und Italien. Ihre Bilder – kündigt der Ausstellungstext – „sprechen zum Betrachter, ... wollen ihn begleiten in sein eigenes Inneres und eine Brücke bauen, nicht nur auf der Ebene der einfachen Wahrnehmung, sondern auf der Ebene des Hintergründigen und Symbolischen“. Eine Ausstellung ihrer Werke ist vom 17. Mai bis 1. Juni im Historischen Rathaus in Karlstadt, Marktplatz 1 zu sehen. Öffnungszeiten: Fr. 14 – 18 Uhr, Sa. 10 – 14 Uhr, So., 13 – 18 Uhr; am 25.5. 13 – 18 Uhr. [sum]



EUROPÄISCHER HOF  
Bad Gastein

# Schubert in Gastein

Erleben Sie Franz Schubert (1797 – 1828), den großen Meister der romantischen Musik, und lassen Sie sich wie er vom Liebreiz der Gasteiner Natur und Kulinarik inspirieren und verwöhnen.

Vom 11. bis 14. September 2014 beim Kulturfestival „Schubert in Gastein“ oder bei einem unserer bezaubernden Salonkonzerte. Die Camerata Salzburg, Bariton Max Müller und viele mehr präsentieren erlesenes Musikvergnügen.

**Ganz auf Ihre Bedürfnisse und Wünsche abgestimmt  
arrangieren wir Ihren persönlichen Kulturaufenthalt.**

**Bitte fragen Sie uns gerne danach. Wir freuen uns auf Sie!**

Das Hotel EUROPÄISCHER HOF gehört zur Unternehmensgruppe der NÜRNBERGER Versicherung.

Ihr persönliches Angebot erhalten Sie bei:

**Generalagentur Marco Stahl**  
Telefon 0931 9913837, Marco.Stahl@nuernberger.de.

**Hotel EUROPÄISCHER HOF**  
Miesbichlstraße 20, 5640 Bad Gastein, Österreich

Anzeige



**Ich fühl' mich wohl.**



**Wasche & Mode hautnah!**

Schmalzmarkt 5 · Würzburg  
Tel. 0931-5 23 04

**Wir führen BHs in den Größen  
65-110, Cup A-I**



**DISTELHÄUSER**

*Brauerei seit 1811*

*Immer eine frische Idee!*

# Natürlich erfrischt am besten!

**Neu: Unser  
Natur Radler**

Unsere frischeste Idee: Die perfekte Kombination aus süffigem Distelhäuser Bier und herrlich erfrischendem, naturtrübem Zitronensaft – nur mit natürlichen Aromen und ohne künstliche Süßstoffe.

